

Problemkinder

Viele bayerische Bio-Kälber werden jedes Jahr ins Ausland verkauft, weil sich ihre Aufzucht nicht lohnt. Initiativen wollen das jetzt ändern

Von Frederick Mersi und Marie Schmid

Sebastian Uhlemair fühlt sich wohl in seinem Stall unerwünschter Tiere. 15 Ochsen und ein weibliches Jungtier hält der 41-Jährige auf seinem Hof in Rettenberg im Allgäu. In ihren Heimatböden konnten die Tiere nicht bleiben: Sie sind Nebenprodukte der Herstellung von Bio-Milch, ihre Aufzucht wäre zu teuer. Ein neues Zuhause mit Bio-Haltung zu finden, ist aber nicht leicht.

Tausende Tiere werden deshalb zwar jedes Jahr als deutsche Bio-Kälber geboren, nach wenigen Wochen aber an konventionelle Mastbetriebe – unter anderem in Spanien oder den Niederlanden – verkauft. „In Deutschland gibt es etwa 180.000 Bio-Milchkühe, die jedes Jahr ein Kalb geben“, sagt der Projektmanager Tierwohl der Schweisfurth-Stiftung, Saro Gerd Ratter. „Davon werden vielleicht 25 Prozent für die Nachzucht gebraucht, 75 Prozent gehen größtenteils in die konventionelle Fleischerzeugung.“

Wie das künftig verhindert werden könnte, erforschen derzeit die Universität Hohenheim und die Hochschule Weihenstephan-Triesdorf. Projektpartner ist in beiden Fällen die Schweisfurth-Stiftung.

„Darüber ist der Bauer nicht glücklich, aber was soll er machen?“

Eine Befragung von mehr als 300 Milchbauern habe ergeben, dass viele mit der aktuellen Situation unzufrieden seien, sagt Projektmanager Ratter. „Darüber ist der Bauer nicht glücklich, aber was soll er machen? Vom System her ist das suboptimal.“

Die Probleme seien vielfältig, sagt Ratter. Viele Milchvieh-Betriebe hätten zur Aufzucht vor allem der männlichen Kälber keinen Platz, außerdem lohne sich diese finanziell nicht. „Im Bio-Bereich müssen Kälber drei Monate mit Vollmilch gefüttert werden. Nach der Aufzucht hat ein Bio-Kalb 1.000 bis 1.500 Liter Milch getrunken, die der Bauer sonst an die Molkerei hätte liefern können“, sagt Ratter. „Und dann gibt es kaum Verarbei-

ter, die den Wert dieses Kalbes bezahlen wollen.“ Die Ansätze für die Lösung des Problems unterscheiden sich deutlich. Manche Betriebe probieren zum Beispiel, die Zeit zwischen der Geburt von Kälbern zu verlängern und so die Zahl der Tiere zu senken, sagt Ratter. „Wie gut das funktioniert, wird gerade untersucht.“ Einige Betriebe nutzen zur Zucht auch nach Chromosomen getrenntes, „gesextes“ Spermium, um die Zahl männlicher Kälber möglichst weit zu senken.

Viele Initiativen setzen stattdessen auf eine bessere Vermarktung des Fleisches der unerwünschten Kälber. Die Nachfrage sei da, sagt ein Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Süddeutscher Rinderzucht- und Besamungsorganisationen (ASR) mit Sitz in Grub bei München am Dienstag. Viel Kalbfleisch werde sogar importiert.

In Baden-Württemberg arbeitet etwa die „Bruderkalb Initiative Hohenlohe“ mit Supermarktketten zusammen, in Bayern fördern sechs „Öko-Modellregionen“ den regionalen Vertrieb des Fleisches.

„Oft wird gesagt, der Verbraucher sei nicht bereit, für eine kuhgebundene Kälberzucht zu zahlen“, sagt Ratter. „Vielleicht fehlt es aber einfach an entsprechenden Angeboten. Wichtig sei aber, den Verbrauchern klarzumachen, dass es Milch nicht ohne die Geburt von Kälbern geben könne. Das gelte auch für konventionelle Höfe.“

Die Transportwege für Kälber sind oft sehr lange. Sie stehen schon länger in der Diskussion. Baden-Württemberg hatte sie kurzzeitig verboten, nachdem bekannt wurde, wie die Tiere rechtswidrig über Umwege nach Spanien transportiert wurden, um sie von dort nach der Mast per Schiff nach Nahost zu bringen. Hier wurden sie laut SWR auf grausame Weise geschächtet. In Bayern waren die Transporte für Kälber „nie verboten“, sagt Landwirt Alois Schweiger, Geschäftsführer des Bayerischen Bauernverbandes für die Kreise Landshut und Kelheim. Die Tiere müssten aber in speziellen Fahrzeugen transportiert werden, in denen es zum Beispiel einen Wassertank gibt. Außerdem sind Pausen Pflicht, zum Tränken und Füttern. „Ruhepausen bei einer langen Fahrt, wie bei Menschen auch“, sagt Schweiger.

Seit 2019 gibt es eine allgemeine Debatte um Tiertransporte ins Aus-



Sebastian Uhlemair füttert in seinem Stall Ochsen mit Heu. Auf dem Bauernhof werden 15 männliche Rinder und ein weibliches Jungtier ökologisch gehalten. Foto: Karl-Josef Hildenbrand/dpa

land. Sie hat im Landkreis Landshut ihren Anfang genommen. Es geht um die Transporte außerhalb der EU. Landrat Peter Dreier (Freie Wähler) hatte eine Tierärztin dabei unterstützt, ein Vorzeugnis für den Export eines Rinds nach Usbekistan

Tiertransport-Debatte mit Ursprung im Landkreis Landshut

zu verweigern. „Es bestehen genug Nachweise, dass ein Transport bis nach Zentralasien oder Nordafrika auf dem Landweg einfach nicht tierschutzkonform durchgeführt werden kann“, sagte er.

18 Länder stehen mittlerweile auf der Negativliste, die Umweltminister Thorsten Glauber (Freie Wähler) 2019 herausgegeben hat. In diese Länder in Afrika, Zentralasien und im Nahen Osten durften bayerische

Landwirte aus Tierschutzgründen keine Nutztiere mehr exportieren. Ein Urteil des bayerischen Verwaltungsgerichtshofs (VGH) bestätigte jedoch Anfang des Jahres ein Schlupfloch: Der Export mit Zwischenstation in anderen EU-Ländern ist unter gewissen Umständen zulässig, urteilte der VGH. Die bayerischen Veterinäre wären nur für die erste Etappe verantwortlich.

Die Tiere von Sebastian Uhlemair konnten zwar nicht in ihren Heimatbetrieben, aber immerhin im Allgäu bleiben. „Unsere Partnerbetriebe, die die Kälber weggeben, sind glücklich. Ich weiß, woher das Tier kommt – und die Verbraucher sind happy“, sagt Uhlemair. Er vermarktet das Fleisch der Tiere direkt und freut sich über wachsendes Interesse.

Viel Geld bleibt der Familie aus ihrer Rinderhaltung am Ende aber nicht. Sowohl Uhlemair als auch seine Frau Cornelia verdienen ihren Lebensunterhalt in anderen Berufs-

feldern. „Ein Vollerwerb wird das nicht“, sagt der 41-Jährige. Durch die „Öko-Modellregion Oberallgäu“ sei er aber mit vielen Gleichgesinnten in Kontakt gekommen. Nicht alles Bio-Rindfleisch könne direkt vermarktet werden, sagt Ratter von der Schweisfurth-Stiftung. „Für Bio-Milch aus kuhgebundener Aufzucht wird auch heute schon ein großer Aufschlag bezahlt, wenn sie verfügbar ist.“ Für das Fleisch aus dieser Haltung solle der Markt nun entwickelt werden.

Bei der regionalen Aufzucht gebe es Grenzen, sagt der Kälbervermarktungsleiter der Allgäuer Herdebuchgesellschaft, Christoph Busch. Man habe einfach nicht genügend Futtergrundlage, zu wenig Platz und spezialisierte Mastbetriebe, um alle Kälber aus der Milchviehhaltung zu behalten. Man wolle aber, dass so viele junge Tiere wie möglich in der Region bleiben. „Und daran muss man natürlich weiter arbeiten.“

Bio-Bauern aus Ostbayern: Aus Überzeugung keine Exporte

Markus Berl und Andreas Adlhoch betreiben in Ostbayern jeweils einen Bio-Betrieb mit Kühen. Die Kälber ins Ausland exportieren? Das kommt für die beiden nicht infrage, sagen sie – und erklären, warum.

Andreas Adlhoch hält 100 Kühe auf seinem Bio-Betrieb in Althenthann (Kreis Regensburg). Jedes Jahr kommen 100 Kälber dazu – vorübergehend, wie der Landwirt erklärt. „Eine Kuh ohne Kalb gibt keine Milch.“ Von den 100 Kälbern im Jahr behält Adlhoch 15 weibliche Jungtiere. „Die brauche ich, um meinen Bestand zu erhalten.“

Die restlichen 35 weiblichen und 50 männlichen Kälber verkauft er. „Die männlichen kommen in die konventionelle Landwirtschaft, bei den weiblichen suche ich nach Möglichkeit Bio-Betriebe für die Aufzucht. Der Rest kommt in Mastbetriebe“, sagt der Milchbauer. Ins Ausland verschickt Adlhoch keine Tiere – „aus Überzeugung“. Sehr lange, voll subventionierte Trans-



Die Kühe der Familie Adlhoch auf dem Rückweg von der Weide in den Stall. Foto: Hannelore Adlhoch

porte, da gehe es nicht mehr um das einzelne Tier, sagt Adlhoch. Immer wieder behält er auch Ochsen, also



Markus Berl betreibt mit seiner Familie einen Biomilchhof in Ascha. Etwa 30 Kälber hält er dort gerade. Foto: privat

kastrierte männliche Jungtiere, auf dem Betrieb. Die werden dann so eine Art Vorarbeiter für neue Her-

den auf Adlhochs Weiden. „Die sind ruhig und cool. Bei einem Gewitter beruhigen die den Rest.“ Jedes Jahr

schlachtet er einen Ochsen für den Eigenbedarf in der Großfamilie, den Rest verkauft er Bekannten. Markus Berl hat einen Biomilchhof in Ascha (Kreis Straubing-Bogen). Es ist ein landwirtschaftlicher Familienbetrieb, seit über zehn Jahren ökologisch. 50 Milchkühe erzeugen Bio-Heumilch. Hier heißt es: artgerechte Haltung und Jungviehaufzucht.

Etwa 30 Kälber gibt es gerade auf Berls Hof. Die weiblichen werden aufgezogen, sagt er, für die Weiterzucht. Dabei werden die Kälber über mehrere Monate von den Mutterkühen oder Ammenkühen gesäugt. Braucht er die Tiere nicht, ließe er sie bei einem Metzger schlachten und verkaufe das Fleisch anschließend im Hofladen.

Männliche Kälber zieht er bis 300 Kilogramm auf und schlachtet sie dann ebenfalls. Von Tiertransporten ins Ausland hält er nichts. „Ich weiß ja gar nicht so recht, wo die Tiere am Ende wirklich hinkommen“, sagt er. (bay/sep)